

TAGE MIT
LEUCHT
KÄFERN

ZOE HAGEN

ROMAN

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage März 2016
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®, München (Himmel und Mädchen); © Getty Images / Gary Waters (Wegweiser)
Autorenfoto: © Nadine Städtner
Satz: L42 Media Solutions, Berlin
Gesetzt aus der Berkeley Oldstyle
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28694-5

Für Mama

26. November

Lieber Gott,

ich schreibe, weil ich sonst wahnsinnig werden würde. Ich weiß nicht, wohin mit all den Gedanken, die in meinem Kopf herumschwirren oder eher -kriechen, die an mir nagen und mich zerfressen. Ich könnte auch »Liebes Tagebuch« schreiben, denn eigentlich glaube ich nicht an dich. Aber an irgendetwas muss man glauben, das ist wichtig. Man braucht etwas, das einem Kraft gibt, zu jeder Sekunde, sofort und bedingungslos. Und weil ich so etwas nicht habe, schreibe ich dir, Gott. Ziemlich traurig, oder? Vermutlich liest oder siehst du das eh nicht, weil du nicht existierst. Das macht meine Situation nicht unbedingt besser. Aber das Leben ist eben voller Widersprüche, und wer weiß, vielleicht gibt es dich ja doch. Nicht Gott mit Jesus und so weiter. Für mich bist du einfach eine höhere Kraft. Mehr nicht. Kein Wesen, kein Schöpfer, kein Vater im Himmel. Nur weiß ich nicht, wie ich diese Kraft nennen soll, die alles zusammenhält, also spreche ich dich mit Gott an. Wenn ich »lieber Gott« schreibe, dann meine ich diese Kraft. Diese Kraft, die alles irgendwie zusammenhält. Kraft ist wichtig.

27. November

Lieber Gott,

weißt du, wie es ist, zu weinen und nicht zu wissen, warum? Ich verbringe Ewigkeiten im Bad, um auch das letzte bisschen Schokocreme aus mir herauszukotzen. Zwischendurch mache ich eine Pause und weine. Ich liege auf dem Boden, und die Tränen neben mir bilden eine kleine Pfütze, und ich weiß einfach nicht, warum. Ich denke dann immer, dass ich pathetisch bin und mich selbst bemitleide, was wahrscheinlich auch irgendwie stimmt, aber es hilft nichts.

Ich fühle mich leer. Und einsam. Wahrscheinlich ist es genau das. Ich fühle mich so unglaublich einsam. Deswegen sitze ich in dem Badezimmer eines leeren Hauses und kotze und weine. Weißt du, ich weine sogar, während ich das hier schreibe. Allerdings nicht mehr so wirklich, es scheint, als wären meine Tränen versiegt.

Es heißt doch, die Jugend ist die beste Zeit des Lebens. Nun, ich bin jung, und wenn das die beste Zeit meines Lebens sein soll, na dann Prost. Ich kann gerade nicht mehr schreiben, obwohl es noch so viel zu erzählen gibt. Aber meine Hand tut weh. Außerdem wird mir das hier jetzt alles zu depressiv, und das will ich auch nicht. Ich will nicht depressiv sein. Ich will nicht weinen oder mich so fühlen, wie ich mich gerade fühle. Ich versuche ja auch, dagegen anzukämpfen. Manchmal schaue ich

bewusst Sachen an, von denen ich weiß, dass ich mich früher über sie gefreut hätte, und versuche das Lächeln vergangener Tage heraufzubeschwören.

Heute zum Beispiel nahm ich ein Foto in die Hand, das mich und meine kleinen Geschwister zeigt. Das Foto an sich ist nicht sonderlich schön, aber letztendlich geht es nicht um das, was Fotos zeigen, sondern darum, was wir mit ihnen verbinden. Auf dem Bild sitzen mein kleiner Bruder, meine kleine Schwester und ich auf dem Boden und essen. Damals hatten mein kleiner Bruder und ich nämlich einen Asterix-und-Obelix-Club. Dieser Club war sehr geheim und hatte genau zwei Mitglieder, meinen Bruder und mich.

Wobei mein Bruder Asterix war, denn er war klein und dünn, und ich Obelix, denn ich war klein und fett. Eigentlich war das unfair, denn ich war gar nicht wirklich größer als er, aber irgendwie war Fettsein das ausschlaggebende Kriterium. Alljährlich feierten wir unseren Club mit einem Asterix-und-Obelix-Tag, an dem wir einfach die Endung »-ix« an unsere Namen packten. Meine Mutter kaufte zwei Hähnchen, schob sie in den Backofen, und wir durften unsere Wildschweine so essen, wie wir wollten.

Wir brauchten keine Servietten, sondern durften unsere Hände benutzen, die Knochen warfen wir einfach hinter uns auf den Boden.

Irgendwann kam dann unsere kleine Schwester auf die Welt. Nachdem wir sie in die Club-Regeln eingeführt hatten, »erste Regel des Asterix-und Obelix-Clubs, du verlierst kein Wort über den Asterix-und-Obelix-Club«, durfte sie mitmachen.

Fortan feierten wir unseren Asterix-und-Obelix-Club

zu dritt, und meine Mutter kaufte zwei Hähnchen, schob sie in den Backofen, und mein Bruder und ich durften unsere Wildschweine so essen, wie wir wollten. Wir brauchten keine Servietten, sondern durften unsere Hände benutzen, die Knochen warfen wir einfach hinter uns auf den Boden, und dann kam meine kleine Schwester und nuckelte an den Knochen, denn sie war Idefix.

Das ist für mich Kindheit, lieber Gott. Und ich weiß, dass ich früher viel glücklicher war. Ich will damit nicht sagen, dass früher alles besser war, denn das war es nicht. Als ich mir die anderen Fotos von uns so anschaute, fragte ich mich, was wohl in den Köpfen meiner Eltern vorgegangen sein mag, dass sie uns so rausgelassen haben. Zu unseren zerzausten Haaren trugen wir Latzhosen, auf denen meine Mutter wahlweise so hässliche Blumen oder Dinos nähte, wenn sie Löcher bekamen, Schlabberpullis und Wollmützen – auch im Sommer. Wenn man so darüber nachdenkt, waren wir eigentlich die ersten Hipster. Aber uns war das egal, verstehst du? Es war uns völlig egal. Wir hatten unsere eigenen Träume und Vorstellungen vom Leben, wie absurd sie auch klingen mochten, wir bestanden drauf. Wir hatten keine Angst. Wir konnten alles werden, was wir wollten. Astronaut oder Tierärztin oder Kürbis. Meine kleine Schwester wollte immer Kürbis werden, wenn sie mal groß ist. »Wenn ich Kürbis werde«, sagte sie, »dann werde ich zu Halloween gegessen, und alle sind glücklich. Und ich bin auch nicht tot, weil ich ja im Magen lebe.«

Lieber Gott, ich will auch ein Kürbis werden. Ich will sein können, was ich will. Ich will mich freuen und lachen.

Und dann sitze ich so wie jetzt auf dem flauschigen Teppich in meinem Zimmer, um mich herum alles voller Fotos und Erinnerungen, ich sehe mich vor meinem inneren Auge auf dem Bobby-Car die Straße langcruisen. Damals war mein Lieblingsessen Pfannkuchen, Milchreis und Schlumpfeis. Ich spielte Topfschlagen oder wahlweise auch Nachbarskinderschlagen, so dass meine Mutter mir Pflaster mit kleinen Teddys drauf auf die Wunden klebte, die ich stolz als Zeichen meiner Gangsterness zur Schau trug.

Für meine Wunden heute gibt es keine Pflaster. Sie sind in mir, ich verblute innerlich und schaue mir dabei zu und kann doch nichts ändern. Und ich denke mir, heute werde ich ein Kürbis, aber wo früher der Gedanke Antrieb allein war, ist heute nichts. Es geht nicht. Es geht einfach nicht. Irgendetwas in mir hat sich unwiderruflich verändert, und ich weiß nicht, was. Ich weiß einfach nicht, was, weshalb und wieso. Das macht mich traurig. So unglaublich traurig, du kannst es dir nicht vorstellen. Die Schönheit der Welt liegt mir zu Füßen, und ich nehme sie wahr, aber realisiere sie nicht.

Meine Therapeutin sagt immer, ich muss lernen, das Gute in den Dingen nicht nur zu erkennen, sondern auch wirklich und wahrhaftig positiv zu sein. Ich bin positiv. Ich bin so positiv, ich zieh nur Scheiße an.

Das sag ich ihr aber nicht. Sie würde es eh nicht verstehen.

Sie ist so was von inkompetent, jede einzelne Stunde ist total sinnlos, weil ich sie die ganze Zeit eh nur anlüge. Sie sagt immer »Aha« und »Hmm« und stellt mir ständig Fragen, für die ich mir immer neue Antworten ausdenken muss. Ein Gedicht für meine Therapeutin:

*Oh, ich liebe meine Therapie,
so viel geredet hab ich noch nie.
Meine Therapeutin weiß alles über mich,
alles, nur die Wahrheit nicht.*

10. Dezember

Lieber Gott,

ich will mich spüren. Mich spüren, wie heißes Wachs unter den Fingernägeln. Hast du das früher auch immer gemacht? Gewartet, bis das Kerzenwachs geschmolzen war, und dann schnell deine Fingerkuppe hineinsteckt und gleich wieder herausgezogen, so dass sich eine leichte weiße Haube darübergezogen hat? Das hat mir unglaublich viel Spaß gemacht. Ich will mich so wie damals fühlen. Die Hitze auf meinen Fingerkuppen spüren, nur dass die Wärme nicht von dem Wachs, sondern aus mir selbst kommt. Ich will brennen, für etwas leben, Leidenschaft in mir haben und nicht immer diesen tauben Trott der stetigen Monotonie durchmachen. Ohne Feuer ist doch alles sinnlos. Belanglos und unbedeutend. Ich habe so eine Angst davor, niemals eine Bedeutung zu haben. Etwas oder jemandem Bedeutung zu verleihen. Wirklich, lieber Gott, vor nichts fürchte ich mich so sehr, als niemals richtig zu leben.

Aber das ist schwer, nicht? Bist du eigentlich zufrieden dort oben? Oder schaust du manchmal auf die Erde, auf uns, klatscht dir an die Stirn und denkst: Was für eine Scheiße! Dir ist schon klar, dass du diese Scheiße fabriziert hast, oder? Aber das ist auch wieder leicht, zu leicht. Einfach sagen, der liebe Gott ist schuld, oder er wird's schon richten. Ich habe so lange auf dich gewar-

tet, gehofft und sogar geglaubt, dass du kommst, aber du bist nie aufgetaucht. Irgendwann hab ich dann einfach aufgehört. Ich glaube nicht mehr an dich. Du existierst nicht. Aber ich schreibe dir trotzdem. Denn manchmal ist die Illusion weitaus schöner als die Realität, die Realität nichts als die schlechte Kopie der Vorstellung.

21. Dezember

Lieber Gott,

ich habe beschlossen, dass ich handeln muss. Ich habe so die Nase voll von meiner Passivität. Allein deswegen bin ich gerade glücklich. Endlich tue ich was. Ich bin glücklich, und das meine ich auch so. Ich als Person, ich als Mensch. Ich bin, lebe, atme, existiere. Das vergesse ich manchmal. Ich bin ein Wunder, nicht wahr? Ein glückliches Wunder. Das klingt so furchtbar esoterisch, aber es stimmt. Ich versteh es nicht. Eigentlich ist es doch verdammt leicht, glücklich zu sein. Man muss sich nur umschauen, realisieren, was man hat. Und trotzdem verzweifeln alle daran. Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, Glück ist immer nur die eigene Vorstellung von Glück. Und, dass man es in kleinen Dingen findet. In dem Anflug eines Lächelns, einer flüchtigen Berührung, einer Brise im Nacken. Also, natürlich auch in den großen Dingen, den Abiturfeiern, den Geburtstagen, den unvergesslichen Momenten im Leben. Aber eben auch in den kleinen. In der Betrachtung eines Mistkäfers, der auf dem Waldweg krabbelt und dessen Panzer im Licht der Sonne glänzt.

Und ich glaube, die meisten Menschen sind glücklich, aber die wenigsten wissen es.

22. Dezember

Lieber Gott,

ich will dir erzählen, was heute passiert ist. Ohne zu fatalistisch zu klingen, ich glaube, es wird mein Leben verändern. Ich weiß nicht, irgendwie hab ich da so ein Gefühl. Aber der Reihe nach.

Draußen hat es geschneit, und es sah aus wie eine Märchenlandschaft, wie die Kulisse für *Drei Haselnüsse für Aschenbrödel*. Hast du das auch immer geschaut? Vermutlich nicht, im Himmel hat man wohl Besseres zu tun. Auf jeden Fall bin ich rausgegangen, denn zu Hause hab ich es nicht mehr ausgehalten. Dort war mir alles zu viel. Widerlich zu viel.

Ich saß morgens mit meinen Geschwistern in der Küche, schaute mich um und konnte es nicht ertragen. Ich konnte es einfach nicht ertragen. Diesen widerlichen Glanz der geputzten Herdflächen, das Schimmern der Töpfe und Tassen, das Funkeln dieser heilen Welt um mich herum, die mich einfach nur ankotzt. Mit ihren Smartphones und Blockbustern und Popmusik. Ich bekomme davon Kopfschmerzen. Das ging schon los, als ich in die Küche kam.

Meine Mutter stand mit einer Pfanne Blaubeerpfannkuchen vorm Herd und bot mir einen an, obwohl sie ganz genau weiß, dass ich sie nicht esse. »Und?«, fragte sie. Ich blickte auf den Pfannkuchen, den sie mir unter

die Nase hielt, auf die Schüssel auf der Anrichte, auf die vor Teig tropfende, auf einem Teller ruhende Kelle und dann schließlich in das selig lächelnde Gesicht meiner Mutter. Und es machte mich wütend. Du verstehst das wahrscheinlich nicht. Du wirst denken, Kind, was ist dein Problem, deine Mutter macht dir Pfannkuchen, oh mein Gott, das Ende der Welt! Und wahrscheinlich hast du sogar recht. Aber weißt du, sie macht die Pfannkuchen nicht, weil sie Lust dazu hat. Sie macht sie, weil es ihr nutzt. Ihr hilft, dieses Bild der perfekten Übermutter aufrechtzuerhalten, dieses Bild, das mich tagtäglich fertig macht. Frau Mama macht Pfannkuchen, die undankbare Tochter lehnt ab. Das ist es, was sie damit zeigen will. Was sie damit sagt, weil sie meinen Zustand nur allzu gut kennt. Das machte mich wütend. Und meine Wut mischte sich mit Schmerz, mit Trauer, mit Hass.

Ich glaube, ich hasse meine Mutter. Ich kann gerade nicht fassen, dass ich dir das wirklich schreibe, hassen ist so ein starkes Wort. Aber ich glaube, es stimmt. Ich hasse meine Mutter. Ich hasse sie dafür, dass sie mir gottverdammte Blaubeerpfannkuchen macht, und dafür, dass diese Mühe einzig ihrer Selbstdarstellung dient. Ich hasse sie dafür, dass sie mich dazu bringt, so für sie zu empfinden. Und ich hasse sie, weil hassen manchmal so viel leichter fällt. Meine Mutter zeigte auf den Pfannkuchen und fragte: »Und?« Und ich sagte nur: »Mama.« Es war keine Frage, keine Feststellung, kein Vorwurf. Nichts als ein einziges, simples Wort. Mama. Aber ein Wort, das so unendlich viel bedeutet. Mama heißt: Warum machst du das? Es heißt: Du weißt, dass ich nicht kann. Es heißt: Es tut mir leid. Und: Ich bin ein Nichts. Eine Versagerin, ein Niemand. Einfach nichts.

Und dann bin ich gegangen. Ich hab den schönen Schein einfach nicht mehr ausgehalten. Jetzt kommen wir zu dem Teil, von dem ich dir eigentlich erzählen wollte. Manchmal drifte ich so ab. Meine Deutschlehrerin sagt auch immer, ich muss lernen, auf den Punkt zu kommen. Siehst du, schon wieder.

Ich lief also raus und spazierte den ganzen Tag durch die Gegend, strich durch Parks und ging auf leere Spielplätze, wo ich mich auf die Schaukeln setzte und ein wenig schaukelte, den Wind auf meiner Haut spürte und über nichts nachdachte, was mir ganz gut gefiel. Bis mir auf einmal der Gedanke kam, dass die Schaukel, auf der ich mich befand, eigentlich eine einzige Metapher meines jetzigen Lebens war. Kaum bin ich oben, bin ich auch schon wieder unten. Mal fühl ich mich gut, dann rase ich wieder in das tiefe Schwarz meiner zerfressenen Seele. Ich hörte auf zu schaukeln und machte mich auf den Heimweg.

Ich lief durch die Dunkelheit, als ich auf dem Boden vor mir etwas zucken sah. Es wand sich wie ein Würmchen, als ob sein Körper von Stromstößen durchzuckt würde. Ich ging näher ran, bis ich nur noch knapp zwei Meter von dem Ding entfernt war. Vor mir auf dem Boden lag ein Junge. Also kein Junge, eher ein Typ, ein junger Mann, vielleicht zwanzig oder so, der panisch mit seinen Armen hin und her ruderte. Das mit dem Wurm, das war eher so bildlich gemeint, mir war schon klar, dass da ein Mensch lag. Ich konnte nicht anders, als ihn anzustarren. Er merkte, glaub ich, dass er beobachtet wurde, denn er drehte seinen Kopf und starrte zurück. Blickduell. Dann langsam, ganz, ganz langsam, machte sich ein Lächeln auf seinen Lippen breit. Ich

lächelte zaghaft zurück und fragte ihn, ob alles in Ordnung sei. Und er sagte: »Ja.« Und dann: »Warum?«

»Na ja«, sagte ich. »Ich dachte nur, weil Sie da ...«

»Du«, unterbrach er mich.

»O. k., also weil du da so liegst.« Da grinste der Typ nur noch breiter. Er machte auch gar keine Anstalten, sich zu erheben, stattdessen zwinkerte er mir zu und erklärte dann, als wäre es das Selbstverständlichste der ganzen Welt: »Ich mache einen Schneeengel.«

»'nen Schneeengel?«, fragte ich ungläubig.

»Ja«, sagte er, »'nen Schneeengel. Was dachtest du denn?«

»Hmm ...« Ich überlegte kurz. »Ich finde, du siehst eher aus wie ein Würmchen.«

Der junge Mann lachte auf, es war ein schönes, kehliges Lachen. Dann erhob er sich. Lieber Gott, du wirst es kaum glauben, aber wir standen tatsächlich so, dass uns der Schein einer Straßenlaterne bestrahlte. Wir hatten unseren eigenen kleinen Spot. Kitsch, lass nach! Wobei so kitschig war es dann auch wieder nicht. Dafür sah er zum Beispiel gar nicht gut genug aus. Nicht, dass er schlecht aussah oder so. Er war groß und schlaksig und hatte rostrotes Haar, trug eine dunkle Cordhose, schwarze Schneestiefel und einen langen dunklen Mantel bis zu den Knien, der ihn wie eine Mischung aus Dr. Who und Sherlock Holmes aussehen ließ. Um den Hals hatte er einen dicken dunkelgrünen Schal drapiert, und seine Hände steckten in hellbraunen Lammfellhandschuhen. Er sah nett aus, weißt du? Sympathisch. Nicht übermäßig gut, sondern eher normal, er gehörte diesem Schlag Menschen an, bei denen man nicht anders kann, man muss sie einfach mögen.

»Wie ein Würmchen, sagst du?« Er lächelte mich erneut an und klopfte sich dabei den Schnee von der Hose. »Hmm.«

Ich beobachtete ihn, machte dabei aber einen unsicheren Schritt zurück. Auf einmal war mir etwas mulmig zumute. Klar, er war nicht viel älter als ich, und er sah eigentlich ganz nett aus, aber trotzdem: Letztendlich blieb das irgendein Typ, den ich nicht kannte, es war dunkel und ich allein, außerdem, sagt man nicht von Mördern, dass sie eine sympathische Ausstrahlung haben?

»Was meinst du?«, fragte er. »Sind wir nicht alle Würmchen?« Er lächelte dabei. »Also wenn ich schon in deinen Augen eines bin, dann hoffe ich wenigstens darauf, ein Glühwürmchen zu sein. Oder was meinst du?« Er kam noch näher und schaute mich herausfordernd an. Mulmig ist untertrieben, jetzt hatte ich Angst, und so machte ich noch einen Schritt zurück. Der Typ sah das und blieb augenblicklich stehen. Er wollte mich nicht erschrecken. Diese Erkenntnis beruhigte mich.

Der Typ fragte: »Oder was meinst du?«

Und ich sagte: »Ich meine, dass Winston Churchill das gesagt hat.«

Da lachte er erneut sein kehliges Lachen.

»Oh Mann, und ich hab mir so viel Mühe gegeben, dich mit meinem pseudophilosophischen Gelaber zu beeindrucken.« Er lächelte mich warm an, und ich lächelte zurück.

Der Wurm heißt Fred. Ich weiß, was du jetzt denkst. So fangen alle Liebesgeschichten an, nicht wahr? Beson-

ders in Büchern und Filmen. Man sieht sich, steht unter dem Schein einer einsamen Straßenlaterne, Schneeflocken rieseln wie Amors Boten zu Boden, hüllen ihn in eine sanfte Decke aus Weiß, einer sagt etwas, dem anderen gefällt's, Violincrescendo, ein Lächeln, ein Blick, und schwuppdwupp passiert's.

Aber ich kann dir versichern, lieber Gott, das hier ist keine Liebesgeschichte.

23. Dezember

Lieber Gott,

Fred gehört dem geheimen Club der verhinderten Selbstmörder an. Sie nennen sich so, weil sie alle einen gescheiterten Selbstmordversuch hinter sich haben. Er hat mich zu einer ihrer Sitzungen eingeladen, und ich will dir erzählen, wie es da abläuft. Ich weiß nicht, was du dir darunter vorstellst, aber ich dachte, man sitzt im Kreis und redet über die Beschissenheit der Dinge und die Trostlosigkeit des Seins und verflucht das Leben schlechthin, dennoch jedoch unfähig, sich dieses zu nehmen. Aber so ist es ganz und gar nicht.

Fred hat mich zu sich nach Hause eingeladen, und ich hatte ein wenig Angst, das Angebot anzunehmen, weil ich dachte: Was ist, wenn er ein Irrer ist, total krank und mich zerstückelt oder so was in der Art? Aber ich habe mir doch vorgenommen, nicht mehr so passiv zu sein, sondern Gelegenheiten zu ergreifen. Da war sie nun mal vor mir und winkte. Und falls ich doch sterben sollte, so würde ich eine Menge Papier sparen, weil wir uns dann von Angesicht zu Angesicht unterhalten könnten. Wieder was für die Umwelt getan. Also sagte ich o. k., und wir verabredeten uns für heute. Ich weiß, dass ich vielleicht lieber zu Hause sein sollte, weil ja bald Weihnachten ist, das Fest der Familie und Liebe, aber das sind zwei Begriffe, die ich einfach nicht zusammenbe-

komme. Manchmal denke ich ja: Jetzt geht es gut. Jetzt bekomme ich es hin, lebe richtig und gut. Schätze das Leben und bin einfach glücklich. Dann schreibe ich dir auch diese euphorischen Briefe, so wie der vorletzte, und in dem Moment ist es auch keine Übertreibung. Ich denke dann wirklich, dass ich es schaffe. Aber rückblickend habe ich das Gefühl, als wäre das Glück jener Momente eine Illusion. Als säße ich in einer riesigen Seifenblase und stiege höher und höher, und irgendwann muss sie ja platzen. Aber ich will es nicht wahrhaben und denke, jetzt, jetzt wird alles gut. Neustart.

Aber man kann nicht immer neu starten. Manchmal muss man das Problem an den Wurzeln packen und durcharbeiten, um es aus der Welt zu schaffen. Alle wollen immer alles besser, schneller, neuer. Man nimmt sich keine Zeit mehr, wirklich nachzudenken. Das ist wie in der Ehe. Wusstest du, dass über 35 Prozent aller in einem Jahr geschlossenen Ehen wieder geschieden werden? Es klappt gerade nicht gut, also die Scheidung bitte. Das ist doch traurig, oder? Ich glaube, die Leidenschaft der Menschen ist immens gesunken.

Auf jeden Fall ging ich also zu Fred. Er wohnt in so 'ner angesagten Friedrichshainer Altbauwohnung, ich persönlich finde ja Friedrichshain ein bisschen anstrengend. Aber seine Wohnung ist schön. Ich mochte schon das Treppenhaus. Das Treppengeländer ist olivgrün gestrichen, jedoch schon leicht blättrig, und die Wände sind weiß, also sie sollen weiß sein, denn an manchen Stellen blättert auch da bereits die Farbe ab, zudem sind sie bekritzelt, verschmiert, oder sagen wir lieber: kreativ verschönert. Auf ihnen stehen so inspirierende Dinge wie: »Timo ist ein Hurensohn«, »Mach ruhig mal

Fehlär«, »Das Leben ist schön« und als direkter Kommentar darauf: »Deine Mudda ist schön.«

Ich stand also vor Freds Tür, unschlüssig ob ich nun klingeln sollte oder nicht, ich überlegte tatsächlich, einen Rückzieher zu machen. Dann schloss ich die Augen und drückte den Knopf. Warum schließt man eigentlich die Augen, wenn man im Begriff ist, etwas Mutiges zu tun? Sollte man der Gefahr nicht lieber entgegenblicken? Ich weiß es nicht. Das nächste Mal aber werde ich die Augen geöffnet lassen.

Ich klingelte, und von innen ertönte Freds Stimme.

»Ich komme! Nicht weggehen! Bleib, wo du bist! Das ist ein Befehl!« Mit einem Schwung wurde die Wohnungstür aufgerissen. Auf einmal war da Fred, umgeben von Zigarettenschwaden, grinsend, die Arme zu einer Umarmung ausgebreitet.

»Sehr gut, du bist noch da.« Er grinste mir zu.

»Hallo«, sagte ich etwas schüchtern. Manchmal wird einem erst bewusst, was man getan hat, wenn man mit der direkten Konsequenz konfrontiert wird. Ich hatte tatsächlich geklingelt. Und jetzt war ich hier und Fred dort, was auch immer das zu bedeuten hatte.

»Hallo«, erwiderte Fred. Dann umarmte er mich, was mich irritierte und gleichzeitig freute. Fred bat mich hinein und führte mich im Schnelldurchlauf durch die Wohnung. Links: Bad; rechts: Abstellkammer; vorne: Küche.

Das Wohnzimmer war komplett verqualmt. Hinter den Wolken erkannte ich vier grinsende Gesichter. Fred stellte sie mir der Reihe nach vor. Lynn, Noah, Amira und Fabien. Lieber Gott, ich will, dass du sie bildlich vor dir hast, so wie ich, wenn ich an sie denke, deswe-

gen beschreibe ich sie dir, denn Shakespeare hat recht, was sind schon Namen? Namen lassen sich ablegen, Körper jedoch bleiben.

Fangen wir an: Lynn ist etwa zwanzig Jahre alt, sie ist nicht sonderlich groß, aber auch nicht wirklich klein. Sie hat wunderschöne schwarze Haut, sehr rein, keine Pickel oder so. Ansonsten sieht sie eher frech aus. Sie hat ein Nasenpiercing, das im fahlen Licht der Wohnzimmerlampe leuchtete und glitzerte, ihre Haare sind sehr lockig und zu einem Sidecut-Bob geschnitten. Ihre Augen hatte sie schwarz, gold, grün umrandet, sehr bunt, aber es stand ihr und bildete einen schönen Kontrast zu ihrer Haut. Trotz der Frisur und kräftigen Schminke wirkte sie aber keinesfalls aufgedonnert oder bedrohlich, im Gegenteil, ihr Lächeln war eher verführerisch, ihr Körper strotzte vor Weiblichkeit, volle Lippen und Kurven, obgleich ihre Statur eigentlich eher schmal war. Und ihre Oberweite, lieber Gott ... Riesig, wirklich riesig. Ich konnte gar nicht wegschauen, was Fred sofort auffiel.

»Ja«, sagte er und grinste verschmitzt, »Whoopies Berge sind wahrhaft goldig.« Lynn zog vielsagend ihre rechte Augenbraue in die Höhe, dabei zwinkerte sie jedoch und streckte Fred die Zunge raus. Fred warf ihr daraufhin einen Luftkuss zu, den sie auffing, wie einen imaginären Geldschein zusammenfaltete und in ihren BH steckte, das alles nicht ohne Fred einen koketten Blick zuzuwerfen. Dieser lachte laut auf.

Noah würde ich etwas älter schätzen, vielleicht schon so dreiundzwanzig, vierundzwanzig. Er sah sehr nett aus. Also wirklich ... sehr nett ... Er trug einen weinroten, locker anliegenden Pulli mit weihnachtlichen

Rentieren und Schneeflocken, der ihm trotz der Motive erstaunlich gut stand. Ohnehin sah er gut aus. Das meinte ich mit nett. Nett also gut. Was haben eigentlich alle gegen das Wort »nett«? Nett ist die kleine Schwester von scheiße. Das finde ich nicht. Weißt du, was die kleine Schwester von Scheiße ist: Kacke.

Aber das ist Noah ja nicht. Meistens schüchtern mich zu gut aussehende Menschen irgendwie ein, aber Noah ist im Besitz von einer Art Schönheit, die sich nicht in den Vordergrund drängt.

Er hat blaue Augen, kurze dunkle Haare, einen breiten Rücken, einen Dreitagebart. In seinem Mundwinkel baumelte eine Zigarette, die er auf französische Art rauchte, zur Enttäuschung aller Anwesenden leider keine Gauloise, sondern eine selbstgedrehte.

Er winkte mir lächelnd zu, und ich winkte schüchtern zurück.

Neben ihm auf dem Sofa saß Amira. Womit wir wieder beim Thema Schönheit wären. Im Gegensatz zu Noah jedoch war sie im Besitz jener Schönheit, die Aufmerksamkeit verlangt, der man diese geradezu erweisen muss. Ob sie das nun will oder nicht. Amira ist, es lässt sich nicht anders in Worte fassen, bildhübsch.

Sie hat wunderschöne lange, seidig schwarze Haare und ein noch schöneres Lächeln in einem anbetungswürdigen Engelsgesicht. Wäre die Unschuld eine griechische Gottheit, und hätte sie beschlossen, die Erde in Menschengestalt zu besuchen, Amiras Hülle wäre eine Ehre gewesen. Ich starrte sie an, vollkommen überwältigt. Sie lächelte und sagte: »Hallo.« Sogar ihre Stimme war schön. Ich weiß nicht, ob du das kennst, denn du bist ja Gott, und das kann man schwer toppen, aber es

gibt diese Art von Mädchen, bei denen man heimlich inbrünstig hofft, dass sie einen absolut miesen Charakter haben oder wenigstens strohdumm sind, als Ausgleich oder eher Wiedergutmachung für ihr fabelhaftes Aussehen. Die Art Mädchen, die einem letztendlich nur ein schlechtes Gewissen bereitet, weil sie so unglaublich nett und rein ist, dass man sich schämt, allein den Anflug solcher Gedanken gehegt zu haben. Genauso ist Amira. Sie lächelte mich an und sagte: »Hallo.« Und das war's. Ich wusste, ich mag sie.

Fabien ist Franzose, wie du dir vielleicht schon gedacht hast. Als Fred ihn mir vorstellte, stand er auf und küsste meine Hand.

»Ja, ja, der Franzose ...« Noah zog spöttisch an seiner Zigarette, aber ich fand's irgendwie nett. Fabien trug sogar einen Ringelpulli.

Und dann, ganz galant, bot er mir seinen Platz an und fragte, ob ich etwas trinken wolle.

»Was willst du, Wein, Bier, Cola, Schnaps, widerlichen Rote-Beete-Saft?« Er lächelte mir zu.

»Hey, nichts gegen meinen Rote-Beete-Saft!«, warf Lynn ein.

»Dein Rote-Beete-Saft«, stellte Noah fest, »ist ekelerregend.« Seine Augen funkelten schelmisch. »Ich mein, was soll'n das überhaupt sein, Rote-Beete-Saft? Entweder man trinkt, oder man isst. Nicht diese neumodische Hipster-Ökoscheiße, bei der man aus allem einen Saft machen muss. Was kommt als Nächstes, Pizza-Margari-ta-Saft? Thunfisch-Shake?«

»Rote-Beete-Saft, mein lieber Noah, hat überhaupt nichts mit Öko und Hipster zu tun. Das hilft einfach, den Eisenverlust auszugleichen, wenn ich meine Tage

hab. Das ist einfach nur gesund. Oder ist das jetzt auch uncool, gesund zu sein?« Lynn begann sich eine Zigarette zu drehen. »Und ja, mir ist der Widerspruch zwischen meinen Worten und dieser Zigarette hier durchaus bewusst.«

»Wie schön«, sagte Noah lächelnd, »dann muss ich dich ja nicht darauf hinweisen.«

»Machst du damit aber trotzdem gerade.«

»Touché«, sagte Fabien. Noah stöhnte nur.

»Es hat eh keinen Sinn, mit dir zu streiten. Regel Nummer eins: Streite niemals mit einer Frau, die Rote-Bee-Saft trinkt.«

»Oder ihre Tage hat«, ergänzte Fred.

»Oder ...«, warf Fabien ein, und seinen Mund umspielte jenes Grinsen, das verriet, dass die Person im Begriff war, etwas äußerst Lustiges zu sagen, oder zumindest davon ausging, »die atmet.« Lynn und Amira verdrehten fast zeitgleich die Augen.

»Sie sehen aus wie Männer.« Amira beugte sich zu mir vor. »Aber es sind noch Kinder.« Sie flüsterte den letzten Teil des Satzes, als wäre er streng geheim.

»Und das ist auch gut so.« Fabien schnappte sich Noahs Zigarette und nahm einen Zug. »Also, was willst du denn jetzt?«

»Und setz dich doch«, warf Amira ein. Sie zeigte auf den leeren Platz neben sich und klopfte auf das Polster.

»Mein rechter, rechter Platz ist leer.«

»Das ist links«, sagte Noah.

»Upps!« Amira grinste entschuldigend. »Das Problem hatte ich schon in der Fahrschule. Na komm schon.«

Ich tat wie mir befohlen, aber wirklich wohl fühlte ich mich dabei nicht. Das lag nicht an ihnen, sondern eher

daran, wie sie miteinander umgingen. Sie wirkten so vertraut, fast symbiotisch, ich hatte wie so oft das Gefühl, nicht dazuzugehören. Fabien warf mir einen Blick zu.

»Wasser«, sagte ich schnell. »Ich hätte gerne ein Wasser.«

»Wasser?« Er schaute mich ungläubig an. »Bist du dir sicher?«

»Warum«, fragte Amira, »ist das jetzt auch zu gesund?«

»Oder zu vegan?«, fragte Lynn spöttisch.

Fabien: »Was hast du denn jetzt immer gegen Veganer?«

Lynn: »Ich hab nichts gegen Veganer. Ich war sogar mal eine.«

Fabien: »Ach stimmt, in deiner ›Nature, back to the roots‹-Phase.«

Fabien sah mich an.

»Damals kam sie auch plötzlich mit Afro an«, sagte er.

»Mein Afro war supercool.« Lynn lachte. »Außerdem hatte ich den schon mal als Kind. Und alle sagten immer, wie süß ich damit aussehe.«

Lynn: »Mit meinem schwarzen Afro und dunklem Gesicht sah ich damals nämlich aus wie Michael Jackson.«

Fabien: »Aha. Erzähl uns mehr von deiner süßen Kindheit.«

Lynn: »Ach, keine Ahnung. Meine Kindheit war toll. Manchmal spielte ich Tiger oder auch Eisbär und schmierte mir dazu Nivea-Creme ins Gesicht.«

Noah: »Genau. Mit ihrem schwarzen Afro und weißen Gesicht sah sie aus wie Michael Jackson.«

»Noah!« Lynn streckte ihm beleidigt die Zunge heraus, aber sie lächelte dabei. Noah zwinkerte ihr zu, dann drehte er sich zu mir.

»Kommst du auch aus der Klapse?«, fragte er. Die Frage kam wie aus dem Nichts und traf mich unvorbereitet. Ich starrte ihn verdattert an.

»Äh, nein«, sagte ich schließlich.

»Ich hab doch gesagt, dass sie nicht aus der Klinik ist.« Fred warf erst Noah, dann mir einen Blick zu. Ersterem einen vorwurfsvollen, mir einen entschuldigenden. »Sorry«, sagte er. »Ich war an dem Tag vormittags noch in einer Klinik zur Heilung von Körper und Geist.«

»In der Klapse«, sagte Noah.

»Hör doch mal auf, es ist keine Klapse.«

»Wir alle wissen, was es ist.« Darauf warf Fred Lynn einen Blick zu, auf Unterstützung hoffend, aber sie zuckte nur mit den Schultern. »Tut mir leid.« Noah lachte triumphierend auf und klatschte sie zum High Five ab. Fred schüttelte den Kopf.

»Kriegt euch mal wieder ein. Gut, dann ist es eben 'ne Klapse. Tut bloß nicht so, als ob ich hier der einzige Irre wäre. Der hier ...« Er warf mir einen Blick zu und zeigte auf Noah. »... hat mal in seiner Schulbibliothek ein Feuer gelegt, weil es dort kein einziges Buch von Flaubert gab.« Noah sah meinen Blick und zuckte mit den Schultern.

»Dafür hatten sie *Die Wanderhure*«, sagte er, als ob das alles erklären würde.

»Ich finde, *Die Wanderhure* ist ein angemessener Grund, eine Bibliothek anzuzünden.« Fabien kam aus der Küche zurück, in der Hand ein Glas Wasser.

»Wie lange brauchst du eigentlich, um ein Glas Wasser zu holen?«, fragte Fred. Fabien ignorierte ihn und drückte mir lächelnd das Glas in die Hand. Dann setzte er sich auf den Boden. Freds Sofa ist wirklich gemütlich, aber auch wirklich klein. So viele passen da nicht drauf.

»Das Feuer der Wanderhure«, überlegte Fabien. »Ist doch eigentlich ein super Titel, oder?«

Amira richtete sich leicht auf. »Ich finde«, sagte sie, »es gibt niemals einen Grund, Bücher anzuzünden. Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen.« Noah stöhnte bei diesen Worten.

»Was?«, rechtfertigte sich Amira. »Das hat Heine mal gesagt. Und er hatte recht.« Betretenes Schweigen. Dann stellte Fred grinsend fest: »Nun ja, der kannte ja aber auch keine Wanderhure ...«

Und schon ging es weiter.

»Heinrich und die Wanderhure«, sagte Fabien.

»Heinrich und das Feuer der Wanderhure«, sagte Fred.

»Ach, ihr seid blöd.« Amira lehnte sich beleidigt wieder zurück.

Die Jungs grinsten einander nur an.

Noah: »Das Fräulein stand in Flammen und seufzt so lang und bang.«

Fred: »Es reizte sie so langsam, der Schwefel und Rußgestank.«

Noah: »Mein Fräulein, sei'n Sie munter, Sie haben wahrlich Glück, Sie sind 'ne Wanderhure ...«

Fred: »... Sie wandern von überall zurück.«

Sie lachten erneut, und Amira schüttelte den Kopf, aber sie tat dies sanft und liebevoll.

»Wie ich schon sagte: Kinder.«

Langsam fing ich an, mich zu beruhigen. Einmal, als ich wieder kurz davor war, mich etwas unwohl zu fühlen, zwinkerte Fred mir zu. Das half. Sie nennen mich hier übrigens alle Gandhi. Sie machen das, weil Fred ihnen erzählt hat, wie wir uns kennengelernt haben. Er hat total übertrieben und meinte, ich sei angestürmt wie sonst was und hätte laut »Oh Gott, oh Gott, ist dir was passiert?« gerufen und ihn panisch geschüttelt, als hätte ich noch nie jemanden gesehen, der einen Schneeengel macht. Hab ich im Übrigen vorher wirklich noch nie. Dann hat er davon erzählt, dass ich ihn gefragt hab, ob alles o.k. sei. Und dann von meinem Kommentar mit dem Würmchen und seiner Antwort.

»Soso«, meinte Noah. »Du musst ja heftig gestrahlt haben, dass sie gleich mit zu dir nach Hause kommt.« Das war mir ein wenig peinlich, aber es wurde nicht weiter darauf eingegangen, weil Lynn nämlich in die Hände klatschte, ihren Kopf schüttelte und laut rief: »Was für ein Blödsinn!«

»Was?«, fragte Noah und zog ein weiteres Mal an seiner Zigarette.

»Ich bin doch kein Wurm. Sehe ich etwa aus wie ein Wurm?«

Da musste Fred lachen und stand auf und beugte sich zu Lynn herab und gab ihr einen Kuss. »Ich sagte, wir sind alle Würmer. Aber du bist der schönste.« Da grinste sie zufrieden, und das war auch der Punkt, an dem Fred mir zuzwinkerte.

»Ihr seid zum Kotzen«, sagte Fabien, ihren Kuss mit einer Mischung aus Abscheu und Sehnsucht registrierend. »Echt zum Kotzen.« Alle grinnten, nur ich nicht, lieber Gott, denn ich dachte an das kalte Porzellan der Toilettenschüssel und an die Stunden, die ich vor ihr verbracht hatte und wohl noch verbringen werde.

»Ehrlich, sogar die Kinderriegelschokolade hat ein aufregenderes Liebesleben als ich.« Fabien nahm einen kräftigen Schluck Bier. Nun musste ich doch lächeln.

»Ich versteh Lynn aber«, sagte Amira. »Ich will auch kein Wurm sein.« Sie sah in die Runde. »Überhaupt Wurm, wie kommst du denn darauf? Was hat das denn für einen Sinn, als Wurm auf der Welt zu leben?«

»Ach, ein Glühwürmchen zu sein ist doch faszinierend«, sagte Noah. »Nichts als Luft und Licht und Liebe. Was braucht man mehr?«

»Du blöder Poet.« Lynn warf ihm eine leere Bierdose an den Kopf. »Fred hat gesagt, wir sind alle Würmer.« Sie sah ihn an. »Würmer, nicht Glühwürmer. Würmer.«

»Entschuldige, ich hab's nicht ganz verstanden. Was sind wir noch mal?« Noah grinste sie an.

»Mann, Noah.« Lynn streckte ihm die Zunge heraus. »Ich sag das nur so oft, weil ... Ich mein, das ist doch ein Unterschied. Oder etwa nicht?« Sie sah fragend in die Runde. Bei meinem Gesicht hielt sie inne. Ich wusste, dass sie mich fragen würde, ich hatte es irgendwie gespürt. So wie in der Schule, wenn man sich zwanghaft bemüht, nicht vom Lehrer drangenommen zu werden.

»Ja«, sagte Fred. »Was meinst du?« Ich sah ihn zögernd an und überlegte, ob ich die Wahrheit sagen sollte oder lügen. Aber lügen wäre zu leicht, nicht wahr?

Ich holte also Luft und sagte ihnen dann, was ich glaube, wovon ich wirklich und wahrhaftig überzeugt bin.

»Ich glaube, du hast unrecht«, sagte ich und schaute Fred an.

»Aha?«, erwiderte dieser darauf prompt. Aber er lächelte dabei.

»Äh, ich, ähm, denke schon. Auf die Gefahr hin jetzt selbst pseudophilosophisch zu labern ...« Fred warf mir einen belustigten Blick zu. »Ich glaube, wir sind alle Glühwürmchen, wir alle haben ein Licht in uns, und wir alle sehnen uns nach Liebe. Ich denke, dass wir uns manchmal alle wie ein Wurm fühlen: hässlich und unbedeutend, jemand, vor dem kleine Kinder schreiend davonlaufen.« An dieser Stelle lächelte Amira.

»Ich hatte früher mal einen Wurm als Haustier«, erklärte sie.

»Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube nicht, dass Würmer als Haustiere zählen.« Noah schaute sie liebevoll an.

»Natürlich zählt Wurmi.«

»Wurmi?« Er lachte laut auf.

»Was denn?«, fragte Amira. Sie bemühte sich, streng und ernst zu schauen, doch ein Lächeln umspielte ihre Lippen. »So hieß er eben. Mann, ich war fünf oder so.«

»Na, wenn das so ist ...« Noah schaute sie einen Moment verständnisvoll an, dann jedoch grinste er. »Wenn das so ist, dann hatte ich auch mal ein Haustier ...«

»Ach ja?«, fragte Fred erwartungsvoll lächelnd.

»Ja«, sagte Noah. »Eine WC-Ente. Sie hieß WC-Ente, und ich hab sie sehr geliebt.«

»Du bist blöd.« Amira verschränkte noch immer minimal lächelnd die Arme.

»Ihr seid beide blöd«, warf Fabien ein und zeigte auf mich. »Sie war doch noch gar nicht fertig, jetzt lasst sie doch mal ausreden.«

»Entschuldigung.« Noah sah mich an, und aus seinen Augen sprach Aufrichtigkeit.

»Kein Ding«, sagte ich. Es war ja auch kein Ding. Ich meine, die kannten mich ja noch nicht mal.

»Also, was wolltest du sagen?« Noah lächelte mir aufmunternd zu.

»Na toll«, sagte Fabien, »jetzt habt ihr sie rausgebracht.«

»Nein«, sagte ich. »Kein Problem, wirklich. Ich weiß, was ich sagen wollte.«

Lieber Gott, du fragst dich jetzt vielleicht, woher mein plötzlicher Impuls kam, für mich selbst einzutreten. Und ganz ehrlich, ich weiß es nicht. Das ist bestimmt die schlechteste Begründung aller Zeiten, aber manchmal macht man Dinge aus einem akuten Zustand des Wollens. Da spielt es keine Rolle, ob man schon im Voraus weiß, dass man sich zum Affen machen wird, oder es möglicherweise bereut. Manchmal will man Dinge einfach machen. Und ich, lieber Gott, ich wollte sprechen.

»Also, was ich sagen wollte, ich glaube, wir sind alle Würmer. Aber dann kommt der Moment, in dem wir zu leuchten beginnen, vielleicht haben wir es auch schon die ganze Zeit gemacht, und es war einfach zu hell, um es zu erkennen. Wir werden leuchten, und jemand wird unser Licht sehen und sein Herz daran erwärmen. Ich finde es nicht schlimm, ein Wurm zu sein, solange ich weiß, dass ein Licht in mir brennt.« Mehr hatte ich nicht zu sagen. Das war's. Ich schwieg und wartete

die Antwort der anderen ab. Nach einer Weile räusperte sich Noah.

»Du hältst also alle Menschen für leuchtcompetent?«
Ich nickte verunsichert.

»Glaubst du an Gott?«, fragte er.

»Nicht wirklich«, sagte ich. Lieber Gott, die Antwort tut mir leid, aber sie ist wahr. Bitte nimm es mir nicht übel.

»Nicht gläubig?«, wiederholte er seine Frage.

»Nein.«

»Kein Christentum, Islam, Buddhismus, Hinduismus?«

»Aus dem Hinduismus gefällt mir was ganz gut«, sagte ich, nicht weil ich überzeugter Hindu bin oder sonst wie mit dem Gedanken spiele, einer zu werden, sondern weil mir gerade der Spruch des Tages aus unserem Kalender eingefallen war und ich das Gefühl hatte, jetzt etwas sagen zu müssen, da ich nicht wusste, was die ganze Fragerei bezüglich Gott sollte, und es mich ein wenig verunsicherte.

»Aha, wusste ich es doch.« Er lächelte selbstzufrieden. »Und was?«

»Das Leben ist ein Privileg«, sagte ich.

»Das Leben ist ein Privileg?«, fragte Noah erstaunt.

»Ja«, sagte ich. »Das Leben ist ein Privileg.«

Da zog Noah die Luft ein, und ein Lächeln umspielte seine Lippen, und er drehte sich zu Fred um und fragte: »Wo zum Henker hast du denn den kleinen Gandhi hier her?«

Seitdem nennen sie mich alle Gandhi.

25. Dezember

Lieber Gott,

Weihnachten war ein Desaster.

Ich bin nicht perfekt, und das weiß ich auch. Weiß, dass ich es nicht bin, niemals war noch jemals sein werde. Und eigentlich will ich es auch nicht, weil ich mir immer denke, dass Schönheit in der Unvollkommenheit der Dinge liegt. Aber manchmal wünsche ich mir so sehr, einfach makellos zu sein. Ohne Fehler. Liebenswert, lustig, intelligent, hübsch: einfach perfekt. Doch ich bin es nicht, und an Weihnachten wurde mir das wieder klar. Vor allem meine Mutter gibt mir das Gefühl, unvollkommen zu sein. Sie schaut mich so an, wirft mir diesen Blick zu. In den Momenten beiße ich mir dann immer auf die Unterlippe, und all meine Sprüche und Überzeugungen fallen mir ein, und ich sage mir: »Das Leben hat einen Wert, das Leben hat einen Wert«, aber ich kann nicht anders, als zu denken, dass ich es nicht wert bin zu leben.

Wir saßen alle am gedeckten Esstisch, Schüsseln voller Rotkohl und Kartoffeln und Knödel und natürlich die Gans. Wenn mein Leben ein Kunstwerk wäre, dann ein Ölgemälde. Das Fett der Gans tropfte auf die Tischdecke und schien sich wie eine dunkle, goldene Schicht über mich zu legen, mich zu erdrücken, zu ersticken. Ich konnte nicht atmen. Niemand sagte etwas, wir aßen

schweigend, sofern Blicke nicht als Worte zählen. Wenn das nämlich der Fall ist, dann, lieber Gott, hatten wir viel zu besprechen. Vor allem meine Mutter. Sie starrte mich an, meine Arme, die zerfetzt sind, meine Schulterknochen, die herausstehen, so herausstechen, dass ich, wie mir Tom aus meiner Klasse immer sagt, zu Halloween eigentlich gar kein Kostüm benötige. Kann ja einfach als ich selbst gehen.

Ich fühlte mich hässlich und klein und wertlos. Ich starrte die Knödel auf meinem Teller an und spürte den Klumpen in meinem Hals, der sich dort gebildet hatte. Ich hätte gern geweint, und es vielleicht auch getan, wenn ich mir nicht verboten hätte, jemals wieder vor meiner Mutter zu heulen, denn diese Genugtuung will ich ihr nicht geben.

Als wir die Geschenke auspacken wollten, ging das Fiasko so richtig los. Niemand konnte ein Gedicht auswendig. Da ist meine Mutter wütend geworden, weil sie meinte, wir verstünden den Sinn von Weihnachten nicht. Mein Bruder hat diskutiert und mein Stiefvater geschimpft und meine Schwester sich verkrochen und ich geschwiegen. Und dann musste meine Mutter plötzlich weinen, was so komisch war, weil ich sie noch nie hab weinen sehen und es ihr nicht so recht abnehmen konnte, wofür ich mich im Nachhinein ein wenig schäme. Es kam mir nur so unecht vor, so unrealistisch. Aber weshalb sollten nur Kinder Schmerz empfinden können? Es war bestimmt nicht leicht für Maria, Jesus sterben zu sehen.

27. Dezember

Lieber Gott,

ich kotze so viel wie nie zuvor. Ich hocke die ganze Zeit nur vor der Klobrille und warte, dass der Schwall kommt. Einer nach dem anderen. Wenn es dann endlich so weit ist, dann schnelle ich nach vorn, so dass die Pampe auf dem Toilettenboden abprallt und spritzt, und ich sehe das braune Gesöff und schäme mich unendlich.

Meine Mutter hasst es, wenn ich kotze. Ich tue es fast jeden Tag, aber sie bekommt es nicht immer mit. Wenn sie es doch einmal merkt, weißt du, was sie dann sagt? Dann sagt sie, ich solle das gefälligst lassen, weil sie danach immer die Toilette putzen muss. Das ist alles. Es tut so weh, das zu hören, weil ich mir insgeheim einfach nur wünsche, von ihr in den Arm genommen zu werden. Das sag ich ihr aber natürlich nicht.

Ich glaube ernsthaft nicht, dass das, was heute in mir zerbrochen ist, jemals wieder heilen kann. Zumindest nicht in Bezug auf meine Mutter. Ich will nicht lamentieren und auf mein Leid pochen, aber ich kann nur für mich sprechen, ihre Gefühle kenne ich nicht, genauso wenig wie sie meine. Vielleicht weint sie ja auch heimlich. Ich kann es mir schlecht vorstellen, aber es ist ein seltsam schöner Gedanke.

Lieber Gott, vielleicht fragst du dich ja, ob ich keine Freunde habe. Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Klar, es

gibt Menschen, mit denen ich mich umgebe, aber eine beste Freundin habe ich nicht. Und ich schäme mich, weil ich immer dachte, ich sei keines dieser Mädchen, das eine BFF hat oder, noch schlimmer, eine braucht. Ich will nämlich einfach um jeden Preis unabhängig sein. Aber weißt du was, ich sehne mich danach, auch meine spezielle Person zu haben, meinen einen Menschen zu finden, der mich versteht und akzeptiert. Es reicht nicht mehr, lauter Gesichter zu sehen, aber keine Beziehung zu ihnen zu haben. Viele sagen, Berlin sei kaputt, hässlich und grau. Wenn ich durch die Straßen gehe, sehe ich tagtäglich Liebe. Ich weiß, das klingt kitschig, aber so ist es.

Ich sehe den Mann, der seine Frau umarmt, das Kind, das an die Brust der Mutter gedrückt wird, ihre Arme, die diesen kleinen Leib schützend umschließen, und die Mädchen, die lachend die Straßen überqueren, einen Döner in der Hand. Berlin ist lebendig. Und ich wohne in dieser Stadt, sehe die Bewegung, spüre die Massen, die durch sie hindurchwandern, immer weiter, immer weiter, kein Stillstand, ständiger Bewegungsdrang, alles im Fluss, aber ich selbst bin starr. Ich kann nicht laufen, nicht vorwärtsgehen. Ich bin ein Krüppel. Meine Beine sind kaputt, ich kann nur zusehen, wie all diese Menschen an mir vorbeiziehen. Ob sie Ziele haben, Träume? Ich weiß es nicht. Vielleicht gehen sie ja auch nur, um nicht innehalten zu müssen.

Lieber Gott, glaubst du, ich bin pessimistisch? Vermutlich schon. Aber weißt du, was merkwürdig ist? Je schlechter es mir geht, desto stärker fühle ich. Manchmal schneide ich mir allein deswegen die Arme auf. In den Momenten des Schmerzes werde ich mir meiner

Existenz bewusst. Ich profitiere in gewisser Weise von meinem Unglück. Vielleicht habe ich ja unbewusst den Drang, alles und jeden zu provozieren?